Werk

Titel: "Späne" aus der Werkstatt einer neuen Gesamtausgabe von Goethes Tagebüchern und B...

Autor: Vulpius, Wolfgang

Ort: Weimar

Jahr: 1965

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0027|log18

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

WOLFGANG VULPIUS

„Späne" aus der Werkstatt einer neuen Gesamtausgabe von Goethes Tagebüchern und Briefen

In aller Stille haben die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar sich eine große Aufgabe gestellt und sie vor etwa drei Jahren in Angriff genommen: die Erneuerung der Abteilungen III und IV der Weimarer Ausgabe, d. h. eine vollständige kritische Neuausgabe von Goethes Tagebüchern und Briefen. Das Unternehmen wäre gerechtfertigt, wenn nur ein revidierter Neudruck beabsichtigt wäre; denn schließlich sind es 46 Jahre her, daß der letzte Band der Weimarer Ausgabe erschienen ist, und auf dem Antiquariatsmarkt ist kaum noch ein vollständiges Exemplar oder eine geschlossene Abteilung der WA aufzutreiben. Dem wissenschaftlichen Nachwuchs aber muß es möglich sein, eine Gesamtausgabe von Goethes Tagebüchern und Briefen käuflich zu erwerben. Aber es ist viel mehr beabsichtigt als eine revidierte Neuausgabe! Die Sammlung der Briefe soll in zeitlicher Folge und so vollständig, wie es der Aufmerksamkeit und dem regsamen Spürsinn der Herausgeber nur möglich ist, geboten werden. Das bedeutet, daß alle die Briefe, die während des Erscheinens der WA noch bekannt wurden und in die Nachtragsbände verwiesen werden mußten, nach ihrem Datum eingereiht werden müssen und daß der Gesamtbestand der Briefe sich um mehrere Hundert – wir wollen vorsichtshalber noch keine feste Zahl angeben! – vermehren wird. Weiter: zum erstenmal sollen alle Briefe – und so auch die Tagebücher! – gründlich erläutert werden. Die WA bringt die Texte bekanntlich ohne Erläuterungen, bzw. sie hat erläuternde Angaben und Hinweise nur in den später erschienenen Bänden und auch da nur ganz verstohlen im kritischen „Apparat" gegeben. Ein großer und sehr wichtiger Teil der Goetheschen Briefe ist freilich in den neueren Briefwechselausgaben erläutert, aber es bleiben die älteren übrig (der Knebel-Briefwechsel beispielsweise, auch der Zelter-Briefwechsel und die Briefe an Merck), die ganz unzulänglich erläutert sind, und darüber hinaus die Tausende, die außerhalb der WA nie gedruckt und inhaltlich aufgehellt wurden. Daß selbst gute Erläuterungen von Briefen und Tagebuchblättern noch ergänzt und hier und da berichtigt werden können, ist angesichts der immer neue Quellen erschließenden und weiter in die Einzelheiten vordringenden Goetheforschung nicht erstaunlich.

Eine wesentliche Mehrleistung gedenken die Mitarbeiter der neuen Ausgabe auch an den Registern zu vollbringen. Die WA hat bekanntlich nur Register der Personen- und Ortsnamen und der Werke Goethes. Diesem soll nun ein Register der Begriffe und Sachen hinzugefügt werden, eine schwierige und verantwortungsschwere Aufgabe, die vollkommen wohl überhaupt nicht gelöst werden kann, aber selbst bei nur annähernd dem Gelingen den unendlichen Reichtum an Aussagen, den die Briefe und Tagebücher Goethes enthalten, weitgehend und erstmalig erschließen wird. Die Bearbeiter werden auch bestrebt sein, die schon in der WA vorhandenen Register brauchbarer anzulegen, indem sie die „großen" Registernamen – wie Schiller, Zelter, Jena, Weimar –, zu denen es Hunderte von Seitenverweisen gibt, thematisch aufgliedern. Daß die Angaben der Register auch hundertfach ergänzt und berichtigt werden können, hat sich bereits herausgestellt.

Selbstverständlich werden alle Texte nach den besten bekannten und erreichbaren Überlieferungsträgern geboten, also möglichst nach den Originalhandschriften oder, wo diese nicht erhalten sind, nach den Konzepten, die sich zum weitaus größten Teil im Goethe- und Schiller-Archiv befinden. Ob da, wo beide fehlen, eine frühe Abschrift oder der erste Druck zu bevorzugen sind, wird von Fall zu Fall sorfältig geprüft werden. Abweichungen vom Wortlaut der Texte in der WA werden sich dabei wenig ergeben; das Schriftbild jedoch wird sich in vielen Fällen weitgehend verändern; denn die Rechtschreibung und die Zeichensetzung – besonders der Originale! – wird viel strenger beibehalten als in der WA, und ohne die leichten Schwankungen, die dort von Bearbeiter zu Bearbeiter, von Band zu Band sich beobachten lassen. Ein höchst anschauliches Beispiel, wie weit die Texte der WA teilweise von dem ursprünglichen Schriftbild abweichen, hält der Schreiber dieser Zeilen in der Hand. Es ist der vierte Band der Briefabteilung, und zwar das Handexemplar seines Bearbeiters Eduard von der Hellen. Kurz nachdem der Band erschienen war, gelangten die Briefe Johann Friedrich Kraffts und einige Briefe Mercks an das Goethe- und Schiller-Archiv, oder es wurden doch die Originalhandschriften erreichbar. E. von der Hellen hatte die Drucke von Adolf Schöll und Karl Wagner zugrundelegen müssen – nun, da er die Handschriften erhielt, verglich er sie mit diesen Drucken und trug in sein Handexemplar alle Abweichungen mit roter Tinte ein. Der Seitenrand reichte kaum aus, um die Fülle der Korrekturzeichen Zeile für Zeile aufzunehmen!

Die Bearbeiter der neuen Ausgabe von Goethes Briefen haben nicht nur die Erläuterungen – soweit überhaupt schon welche vorhanden sind! – zu überprüfen, zu ergänzen und zu berichtigen, sondern haben auch die

Datierung bzw. die zeitliche Einordnung der undatierten Briefe nachzuprüfen. Für die Ergebnisse im einen wie im andren Falle seien im folgenden einige Beispiele mitgeteilt, die aus dem Zeitabschnitt von 1776–1782 stammen.

1) An Friedrich Hildebrand von Einsiedel (WA IV 3, Nr 527)

„Wäre dir's gelegen heut die ‚Mitschuldigen' zu probiren, so schreib mir's durch Überbringer zurück und komme Nachmittag um drey zu Musäus."

2) An denselben (WA IV 3, Nr 528)

„Du mußt in einer verfluchten Hypochondrie stecken. – Ich wollte schwören, dir wärs gut, wenn du dich nur ein bissel angriffst. Ich weis nun nicht, was ich mache. Die Andern spielen brav und ich weis absolut keinen Söller – Und weis, daß du ihn gewiss gut spielen würdest. Vielleicht besuch ich dich heut."

3) An denselben (WA IV 3, Nr 531)

„Einsiedel, ich bitte dich, strecke deinen Stumpfsinn an die Rolle! Die Andern machen's brav; mit dir möchte ich's unter uns morgen probiren, auf den Sonnabend zusammen, Montags auf dem Theater, Dienstag und Mittwoch spielen."

Das erste der drei Billetts ist in der WA auf 15. November 1776 datiert, für das zweite ist Mitte November und für das dritte der 28. des Monats als fragliches Datum angegeben. Der 15. November erscheint zunächst höchst einleuchtend; denn Goethes Tagebuch berichtet unter dem gleichen Datum: „Zu Musäus. Probe der Mitschuldigen." Man würde es nicht wagen, diese Datierung anzufechten, wenn 1) die „Premiere" der „Mitschuldigen" am 9. Januar 1777 stattgefunden und 2) Einsiedel dabei den Söller gespielt hätte. Beides aber ist nicht der Fall. Gisela Sichardt in ihrem sehr verdienstvollen Buch: Das Weimarer Liebhabertheater unter Goethes Leitung (Weimar 1957) hat zwar starke Zweifel daran gehegt, daß die erste Aufführung am 9. Januar 1777 erfolgt sei (S. 141 f.) – ja, sie hätte beinahe das richtige Datum gefunden, aber es fehlte ihr an einem Zeugnis, das beweiskräftig genug war. Dieses liegt vor in einer kurzen Mitteilung Philipp Seidels an Jakob Michael Reinhold Lenz vom 30. November 1776, in der es heißt: „Am vergangenen Donnerstag sind die Mit-

schuldigen gespielt worden. Die Rollen waren so ausgeteilt: Alzest: Herr G[eheime] L[egations] R[at Goethe]. Söller: Bertuch. Wirth: Musäus. Sophie: Neuhaus. Kellner: Kotzebue. Es soll wieder auserordentlich schön gewesen seyn."[1] Aus diesem bisher nicht beachteten Brief ergibt sich unzweifelhaft, daß die erste Aufführung der „Mitschuldigen" am Donnerstag, dem 28. November 1776 stattgefunden hat. (Mit Marie Salome Philippine Neuhaus als Sophie; während am 9. Januar 1777 Corona Schröter diese Rolle als ihre erste in Weimar übernahm.) Den Söller spielte Bertuch, und das dürfte wohl schon am 15. November festgestanden haben. Jedenfalls ist es nicht denkbar, daß Goethe noch um die Mitte des Monats oder gar an seinem Ende um Einsiedel als Söller geworben habe. Dazu war es zu spät, wenn die Aufführung, wie wir jetzt wissen, am 28. stattgefunden hat. Wann aber können die drei Billetts an Einsiedel geschrieben worden sein? Dafür gibt es nur noch eine Möglichkeit: nämlich Anfang und Mitte Juni 1776, als, wie wir aus einem Tagebucheintrag Goethes vom 6. Juni wissen, schon einmal an den „Mitschuldigen" geprobt worden war. Die Rollen dafür waren, wie wir aus einer erhaltenen Rechnung wissen, am 20. April ausgeschrieben worden. Damals also war die Aufführung des Lustspiels geplant, kam aber nicht zustande. Über die Gründe können wir nichts ganz Bestimmtes aussagen, aber vermuten darf man, daß sie an dem Widerstreben Einsiedels scheiterte. Das erste der drei Billetts, das noch einen höflichen Ton wahrt, könnte zur Probe vom 6. Juni eingeladen haben. Die anderen beiden, derb aufrüttelnden, mögen um die Mitte des Monats gefolgt sein, nachdem Einsiedel nicht zur Probe erschienen war. An der Aufeinanderfolge in der WA möchten wir nichts ändern; das dritte ist das derbste im Ton, offenbar der letzte Versuch, Einsiedel umzustimmen.

4) An . . . (WA IV 3, Nr 554)

Dem Bearbeiter der WA war die Handschrift des Briefes nicht bekannt. Er druckte ihn nach August Diezmann: Goethe und die lustige Zeit in Weimar, Leipzig 1857, S. 165, und ließ die Frage offen, ob der Brief an Bertuch oder Philipp Seidel gerichtet sei. Den Hinweis, den ihm Diezmann zur Auffindung der Quelle geben konnte, hat er nicht genutzt. Mit freundlicher Unterstützung von Dr. Wiesner konnten wir das „Zettelgen" in einem Faszikel des Landeshauptarchivs in Weimar finden. Es handelt sich um ein Bündel „Special-Belege zur Rechnung über das Privattheater", das Bertuch als herzoglicher Schatullverwalter angelegt hat. Der Empfänger

[1] Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und hrsg. von Karl Freye und Wolfgang Stammler, Bd 2, Leipzig 1918, S. 57 f.

des Schreibens steht nun also fest, und die Datierung kann auf den engen Spielraum 5. oder 6. Februar 1777 eingeschränkt werden. In Goethes Billett wird Bertuch ersucht, 42 Taler an Siegmund von Seckendorff zu senden, der das Singspiel „Lila" komponiert und für die Aufführung am 30. Januar einstudiert hatte. Dieses „Douceur" war nicht etwa für den Kammerherrn und Komponisten bestimmt, sondern für die Musiker, deren er sich bei der Aufführung bedient hatte. In dem genannten Faszikel bescheinigt Seckendorff, 50 Taler aus der Schatulle erhalten zu haben, und legt Rechenschaft über die Verteilung dieser Summe ab: je 13 Taler hat er dem Konzertmeister Carl Wilhelm Göpfart und dem Kammermusikus Neuhaus gegeben; 10 Taler, 12 Groschen erhielt Johann Friedrich Kranz, während sich die Kammermusici Christian Hoffmann und August Wagner sowie der Stadt-Musicus Alexander Bartholomäus Eberwein mit je 4 Talern, 12 Groschen begnügen mußten. Seckendorffs Empfangsbescheinigung ist vom 7. Februar datiert; Goethes Ersuchen an Bertuch dürfte also ein oder zwei Tage vorher erfolgt sein.

5) An Friedrich Hildebrand von Einsiedel (WA IV 3, Nr 736)

Diesen Kurzbrief hat der Bearbeiter der WA auf „Anfang September" 1778 angesetzt – einen guten halben Monat zu spät, wie wir meinen. Es ist darin die Rede davon, daß der Herzog Carl August nach Eisenach gehen würde. Lt. Fourierbuch geschah das am 1. September – Anfang des Monats also konnte nicht mehr von einer bevorstehenden Reise gesprochen werden. Entscheidend jedoch ist der zweite Teil des Briefchens, der so lautet:

„Sage der Herzoginn, wenn sie einen dieser Abende wollte das niedrige Thal mit ihrer Gegenwart beglücken, würden die Geister desselben sie aus allen Büschen heraus tubend bewillkommen. Nur müßt ich's des Morgens wißen wollten sie heut abend so bät ich gleich um Antwort. Wäre Wieland bey euch so brächtet ihr ihn mit . . ."

Zweifellos handelt es sich hier um die Einladung zu der rembrandtisierenden Parkbeleuchtung, mit der Goethe der Herzogin Anna Amalia die von ihm neu geschaffenen Anlagen am linken Ilmufer – in der sog. „Kalten Küche" – zeigen wollte. Wir kennen den Verlauf und die Wirkung dieser Veranstaltung Goethes aus einer begeisterten Schilderung Wielands in einem Briefe an Merck vom 27. August 1778. Aus diesen Zeilen läßt sich der 22. August als Tag der Parkbeleuchtung ziemlich sicher erschließen. Goethes Brief an Einsiedel muß also v o r dem 22. August geschrieben worden sein, etwa um die Mitte des Monats.

6) An denselben (WA IV 3, Nr 695)

Die Einladung an „die Herzogin", „morgen Abend nach Sechsen" in Goethes Garten zu kommen, wurde vom Bearbeiter der WA mit dem Tagebucheintrag vom 29. April 1778 in Verbindung gebracht. Dieser lautet: „Die Herzogin Luise Abends im Garten". Das Billett wurde infolgedessen auf den 28. April 1778 datiert – allerdings mit einem Fragezeichen. Es ist aber nicht nur fraglich, sondern sicher, daß die Einladung nicht am 28. April 1778 erfolgte, sondern im August, wahrscheinlich am 21. Denn sie ist gar nicht an die Herzogin Luise gerichtet, sondern an Anna Amalia. Wenn Goethe durch den amtierenden Oberhofmarschall dieser Fürstin einladen ließ, so meinte er natürlich nur sie – auch wenn er nicht ausdrücklich von der „Herzogin-Mutter" sprach. Die „Spässe", die der Fürstin „drüben über dem Stern gradatim" gezeigt werden sollten, sind wieder die neuen Anlagen in der „Kalten Küche", die im Scheine vieler, am Uferhang gestaffelter Fackeln zur höchsten Wirkung gebracht werden sollten. Von „naturspäßigen Anlagen" hat Goethe auch in anderem Zusammenhange einmal gesprochen[2], und das Wort „gradatim" paßt vollkommen zu Wielands Schilderung des Parkfestes, das, wie wir oben schon festgestellt haben, am 22. August 1778 stattgefunden hat. Die Einladung, die mit der vorigen (Brief 5) im engsten Zusammenhang steht, dürfte also am 21. erfolgt sein.

7) An Johann Heinrich Merck (WA IV 4, Nr 1031)

Monat und Tag ergaben sich aus dem Text des Briefes selbst, aber das Jahr mußte ermittelt werden. Der Bearbeiter der WA hat darauf verzichtet; er hat sich dem Erstdruck angeschlossen, der in der Sammlung von Karl Wagner: Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland u. a. bedeutenden Zeitgenossen, Darmstadt 1835 (Nr 122) vorliegt. Hier ist der Brief stillschweigend in das Jahr 1780 gesetzt worden, und dabei ist es geblieben bis zur Artemis-Ausgabe. Gegen die Datierung „27. Oktober 1780" kam uns aber ein Zweifel im Hinblick auf den Umstand, daß Goethe und Merck vom 20. bis 22. Oktober in Mühlhausen beisammen gewesen waren. Sollte in der kurzen Frist von 5 Tagen, die ja Merck erst einmal zur Rückreise nach Darmstadt benutzen mußte, schon ein Brief von ihm, den Goethe beantwortet, in Weimar eingetroffen sein? Das schien uns so gut wie ausgeschlossen. Nachdem sich einmal der Zweifel mächtig geregt hatte, fand sich bald ein sicherer Anhaltspunkt zur Datierung des Briefes. Er ist gegeben in der Mitteilung Goethes: „Der

[2] Kanzler von Müller: Unterhaltungen mit Goethe. Kleine Ausg. von Ernst Grumach mit Anmerkungen von Renate Fischer-Lamberg, Weimar 1959, S. 127 (15. Juni 1825).

Herzog hat eine böse Hand von einem Hunde Biss aus Eisen[ach] mitgebracht." Dazu gehört Goethes Tagebucheintrag vom 11. Oktober 1777: „Ward die Hand des Herzogs, den in der Zillbach ein Hund gebissen hatte und die er vernachlässigt hatte, schlimm . . ." Der Brief an Merck ist also genau drei Jahre früher anzusetzen, als es bisher geschehen ist.

8) An Johann Kaspar Lavater, 17. Oktober 1779 (WA IV 4, Nr 856)

In diesem Brief stehen folgende Zeilen, die wir wiedergeben, wie sie in der WA zu lesen sind:

„Was der treue Cameralische Okulist mit dem Braunschweiger Herzog will, versteh ich ausser dem Zusammenhang nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe, mag er's immer noch ein Paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann wills Gott nicht passen. Es ist nur seit man die Kazzen weis gemacht hat, die Löwen gehören in ihr Geschlecht, dass sich ieder ehrliche Hauskater zutraut er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tazze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumsielen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind."

Wir geben zu, daß der erste, der diesen Brief erläutert hat – Heinrich Funck in seiner Ausgabe des Goethe-Lavater-Briefwechsels (Weimar 1901) S. 404 – uns einen großen Dienst erwiesen hat, indem er mit reichem Wissen und Scharfsinn den „cameralischen Okulisten" richtig erkannt hat: nämlich in Johann Heinrich Jung, gen. Stilling, der damals in Kaiserslautern wirkte, und zwar in der doppelten Eigenschaft als Staroperateur und Professor der Volkswirtschaft. Aber auf der anderen Seite hat Heinrich Funck uns in die Irre geführt, indem er das „Br. Herzog" – so steht es nämlich in der Handschrift! – ergänzte zu „Braunschweiger Herzog". Was ihn dazu veranlaßt hat, wissen wir nicht, können's nicht einmal vermuten. Jedenfalls stimmt es nicht – die richtige Ergänzung ergibt sich aus einem Briefe Jung-Stillings an Lavater vom 7. Oktober 1779, den uns Alexander Vömel etwas gekürzt mitgeteilt hat. Darin heißt es: „. . . Grüße Goethe von mir, ich denke, er liebt mich noch; den Herzog – nun freilich – den grüßest Du nicht von mir, wiewohl ich doch gern Bruder Herzog sagen möchte, weil er Lavater besucht. Das B r u d e r H e r z o g [im Original unterstrichen!] will ich also noch ein Jahrhundert aufschieben, vielleicht schickt sich's dann besser . . ."[3] Es liegt auf der Hand, daß Lavater in seinem nicht erhaltenen Brief, den Goethe beantwortet, diese Stelle in der besten Absicht beinahe

[3] Briefe Jung-Stilling an seine Freunde, hrsg. von Alexander Vömel, Berlin 1905, S. 4 f.

wörtlich mitgeteilt hat. Nicht zur Erbauung des Empfängers! Der gefühlvolle Traum Jung-Stillings von einer zukünftigen Gleichheit aller Menschen erregte vielmehr den Zorn des Naturwissenschaftlers Goethe. Die von der Natur gewollten und bewahrten Unterschiede zwischen den Geschöpfen waren für ihn gut und unabänderlich, und nicht nur das: auch im gesellschaftlichen Gefüge wollte er sie gelten lassen.

9) An denselben, 28. Oktober 1779 (WA IV 4, Nr 859)

In diesem Brief – dem nächsten in der Reihe der Briefe an Lavater, zwischen denen hier keine Lücke klafft – findet sich folgender Absatz:

„Du bist ein bescheidener Mensch dass du nur eine Ahndung von meinem Biss auf das neue Systema Naturae in deinen Gliedern gespürt hast. Sey nur ruhig alter Paradiesvogel man darf dich wohl mit anderm raren Vieh für gleiches Geld sehen lassen."

Der „Biss auf das Neue Systema Naturae" wurde bisher immer – bis in die neuesten Ausgaben! – bezogen auf G. S. Steinbarts „System der reinen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christentums" (1778). Diesen Hinweis halten wir für falsch. Denn Lavater hatte sich ja durchaus kritisch über Steinbarts berühmtes Werk geäußert. Hätte Goethes „Biss" diesem System gegolten, so hätte er ja nur in das Horn Lavaters geblasen. Nur Barker Fairley ist es bei dem Hinweis auf Steinbarts „System" nicht ganz wohl gewesen. "The passage is not wholly clear", sagte er, "but Goethe was evidently hinting that the two theologians were birds of a feather and that there was not as much to choose between them as Lavater believed."[4] Die Erklärung ist viel einfacher und viel bezeichnender für Goethe und sein Verhältnis zu Lavater. Sie ergibt sich – wie eine Kettenreaktion! – aus der Auffindung des Briefes von Jung-Stilling an Lavater, aus dem wir die den vorhergehenden Brief Goethes beleuchtende Stelle angeführt haben. Sein bissiger Ausfall galt keinem anderen „Systema naturae" als dem Zustand, da ein „ehrlicher Hauskater" glaubt, er „dürfe Löwen und Pardeln die Tazze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumsielen". Lavater, der offenbar Jung-Stillings schwärmerische Hoffnung auf zukünftige Gleichheit und Brüderlichkeit teilte, hatte sich in seiner Antwort vom 22. Oktober 1779 alle Mühe gegeben, Goethe nicht zu verstehen und die Schärfe seiner Äußerung gutmütig zu verwischen. Man muß die betreffende Stelle im Wortlaut lesen:

„Du darfst mir alles sagen, aber glaube mir Lieber, m i r kömmt kein Sinn daran – >dem Löwen die Tatze zu bieten! Ich bin mit meiner Haus-

[4] Goethe. Selected Letters (1770–86), ed. by Barker Fairley, Oxford 1949, p. 182.

katerschaft ganz wol zufrieden, und wenn ich werth wär' etwas zu wünschen, so wär's – nur, daß – E i n e r sich nicht schämte, mich B r u d e r zu nennen!< Sonst hast Du in gewißem Sinn völlig recht; und als ich Deinen lieben Brief erhielt – corrigirt' ich eben ein Liedchen über's V. Gebott, wo eine Strophe sagt –

Du seegnest jeden, der sich gern
Der Herrschaft unterziehet;
Dem Lehrer folgt; i n j e d e m H e r r n
D e n H e r r n d e r H e r r e n s i e h e t.
Dein Wille, Gott, verhüllet sich
In Menschenwillen! Dich, nur Dich
Ehret wer die Höhern ehret.

Nichtachtung der wahren ewigen Verhältniße von Menschen zu Menschen ist mir ein entscheidend Zeichen eines dummen und unleidlichen Stolzes. Das war's doch aber, denk' ich, an dem e n f a n t i l e n J u n g nicht?"[5]

Diese Umdeutung des geniemäßigen Kraftbewußtseins und der Vorstellung von einer Rangordnung natürlicher Arten in christliche Demut und den Gedanken der Gotteskindschaft war es, der Goethe teils rührte, teils seinen verächtlichen Spott herausforderte: „Sey nur ruhig alter Paradiesvogel man darf dich wohl mit anderm raren Vieh für gleiches Geld sehen lassen."

10) An Wolfgang Heribert von Dalberg, 2. März 1780 (WA IV 4, Nr 902)

In seinem Brief an den Mannheimer Intendanten schrieb Goethe u. a. den Satz: „Den iungen Schlicht werde ich mir merken und im Fall unser Künstler etwa abgehen sollte mich an ihn wenden." Eduard von der Hellen wußte, daß es einen Musiker Johann Gottfried Schicht gegeben habe (1753–1823) und daß der Weimarer Kammermusiker Johann Friedrich Kranz zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom geschickt werden sollte, und so vermutete er, daß Goethe den Namen nicht richtig behalten habe – was nicht selten vorgekommen ist! –, daß er „Schlicht" geschrieben, aber „Schicht" gemeint und den jungen Mann als Ersatz für Kranz in Aussicht genommen habe. Aber Goethe hat den Namen in diesem Falle ganz richtig wiedergegeben: der junge Abel Schlicht, ein sehr begabter Zeichner und Bühnenarchitekt, wuchs heran unter den Augen Dalbergs, der ihn bei seiner Ausbildung unterstützte und ihm eine Stelle zu verschaffen bemüht war. Darum hatte er Goethe in seinem (nicht erhaltenen) Briefe auf Abel

[5] Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher, hrsg. von Heinrich Funck, Weimar 1901, S. 82 f. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd 16).

aufmerksam gemacht. „Im Fall unser Künstler etwa abgehen sollte", heißt aber nur: falls es uns einmal an einem Bühnenmaler fehlen sollte. Über Abel Schlicht, den Theatermaler, den Zeichner, Stecher, Architekten und Professor an der Düsseldorfer Akademie, unterrichtet ein Artikel im Künstlerlexikon von Thieme-Becker.

11) Goethes Briefe an Philipp Christoph Kayser

Die meist eigenhändig geschriebenen Briefe liegen im Goethe- und Schiller-Archiv. Sie weisen nicht eben wenige Streichungen auf oder vielmehr Sätze, die durch eine darüber hingezogene dünne Spirallinie unlesbar gemacht worden sind. Die Bearbeiter der WA haben Erstaunliches darin geleistet, diese Sätze dennoch zu entziffern; manche Worte konnten sie nur erraten, aber das meiste dürfte stimmen. Unlesbar gemacht sind alle persönlich-vertraulichen Äußerungen Goethes, insbesondere alle Grüße an „Bäben", d. h. Barbara Schultheß, die Züricher Freundin. Für die Mitarbeiter der WA stand es fest, daß Friedrich Wilhelm Riemer die Tilgungen vorgenommen habe; zu dieser Annahme verführte sie wohl der Umstand, daß es im Riemer-Nachlaß eine Abschrift der Briefe von seiner Hand gibt. Da mir bekannt war, daß der Kanzler von Müller die Goethe-Kayser-Briefe wenige Jahre nach Goethes Tod – zwischen 1835 und 1840 – angekauft hat, sah ich die Briefe Riemers an den Kanzler durch, soweit sie im Goethe- und Schiller-Archiv liegen. Dabei fand ich bestätigt, was mir schon aus anderen Zeugnissen bekannt war: die Briefe, für die ein hoher Preis gefordert wurde, kaufte man nicht nur zur Vervollständigung des Goethe-Archives an, sondern auch weil man dachte, daß Walther von Goethe, der Musiker, sich an ihnen als Herausgeber versuchen könne. In einem undatierten Briefe Riemers an den Kanzler heißt es: „Wenn der Jacob Schmitt [der Makler] nur nicht so unverschämt forderte, so wäre ich doch dafür [die Briefe zu kaufen] und Walther könnte die ganze Sammlung herausgeben, und sich damit den Eingang in die literarische Welt eröffnen. So käme er doch wieder zu seiner Auslage und machte sich der gelehrten Welt bekannt. Vielleicht findet sich im Goethischen Archiv so manches dazu dienliche. Es sind dies nur unmaßgebliche Gedanken. Sie werden selbst am besten beurtheilen, ob Walther zu so etwas Lust und Geschick hat." Es wurden dann auch die Abschriften der Briefe von Riemers Hand durchgesehen, und dabei fand sich der Beweis, daß die Tilgungen nicht von ihm herrühren. Unter der Abschrift XX des Briefes aus Rom vom 13. Januar 1787 hat Riemer mit Bleistift vermerkt: „NB Zwei Zeilen paraffirt. So viel ich lesen konnte: Grüßen Sie Fr. Schultheß. Sie soll bald von mir hören." In der Vorlage Riemers, d. h. in den Originalen, waren

also die Sätze schon „paraffirt", und er bemühte sich – wie die späteren Herausgeber –, das Unlesbare zu entziffern. Wer hat nun aber mit so viel Geduld die feinen Spirallinien über alle persönlichen Äußerungen Goethes gezogen? Ob es vor Erwerbung der Briefe durch den Kanzler geschehen ist, braucht wohl gar nicht erwogen zu werden; daß er selbst es war, ist sehr unwahrscheinlich. Wer aber hatte noch Zugang zu diesen Handschriften, nachdem sie einmal ins Goethe-Archiv aufgenommen waren – wer durfte es wagen, sie in dieser Weise zu „redigieren"? Doch wohl nur der (Mit)Besitzer, für den sie in erster Linie gekauft worden waren, der als ihr Herausgeber ins Auge gefaßt war: Walther von Goethe. Die Briefe haben ihn lebhaft interessiert, und noch nach Jahrzehnten hat er Carl August Hugo Burkhardt die Benutzung der Handschriften verweigert mit der Begründung, daß er und sein Bruder sich diese Briefe zur Herausgabe vorbehalten hätten. Die Streichung aller persönlich-biographischen Äußerungen Goethes entspricht auch vollkommen den Grundsätzen, die Walther am liebsten für alle Herausgeber ungedruckter Goethescher Briefe für verbindlich erklärt hätte: nur das Gedankengut, nur das literarisch und ästhetisch Interessierende wollte er der Öffentlichkeit zubilligen; „Memoiren, Anekdotlerei und schließlicher Skandalerei" wollte er keinen Vorschub leisten. So steht es in einem Brief an seinen Bruder vom 5. Juli 1881. – Walther von Goethe hätte die für seinen Großvater als Opern-Librettisten so wichtigen Briefe gern herausgegeben, aber es hat ihm an Selbstvertrauen und Arbeitskraft gemangelt. So ist seine herausgeberische Tätigkeit an den Briefen auf das „raffinierte" Verfahren[6] zum Unleserlichmachen gewisser Stellen beschränkt geblieben.

Die Weimarer Ausgabe hat allen Teilausgaben Goethescher Werke und Briefe bisher als Grundlage gedient, und sie hat lange als unanfechtbar gegolten. Wenn wir an einigen Beispielen zeigen konnten, daß auch ihre Mitarbeiter mitunter geirrt oder ihre Nachforschungen zu früh abgebrochen haben, so wollen wir die erstaunliche Leistung dieser Männer keineswegs herabsetzen. Was sie erstmalig und in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet haben, verdient die allergrößte Bewunderung. Wenn wir nun aber zwei Abteilungen der WA erneuern, so müssen wir es auch mit dem Anspruch tun, der Erforschung und Verwertung Goethescher Lebenszeugnisse auf viele Jahrzehnte hinaus eine zuverlässige Grundlage zu bieten. Die Arbeitsgruppe, die an der schönen Aufgabe zusammenwirkt, ist sich dieser hohen Verpflichtung ständig bewußt.

---

[6] So nennen es die Bearbeiter der WA.